

Der Fall von Adrianopel?

Als das neue türkische Kabinett nach dem 23. Januar vor der Frage stand, ob Krieg oder Frieden vorzuziehen sei, wurde auch der Verteidiger von Adrianopel, General Schütrich-Pascha, durch ein Funkentelegramm zur Meinungsäußerung aufgefordert. Schütrich antwortete, er könne noch bis Ende Februar alten Stills ohne erhebliche Schwierigkeit Widerstand leisten. Wenn es durchaus sein müsse, werde er bestenfalls bis Mitte März alten Stills ausharren können. Er riet, so rasch wie möglich zum Entsatz der Festung heranzurücken.

Seitdem hat Schütrich-Pascha die Regierung in Konstantinopel zwei- oder dreimal an das Mahen des fatalen Termins erinnert. Seine letzte Mahnung ist, wie es heißt, am Sonntag in Konstantinopel eingetroffen. Schütrich erklärt darin angeblich, Lebensmittel und Munition seien in wenigen Tagen erschöpft. Es bleibe ihm nur noch das einzige Rettungsmittel, einen Ausfall zu versuchen, um sich, wenn möglich, von der eisernen Umklammerung zu befreien. Er soll die Heeresleitung ersucht haben, ohne Verzug von Tschataldscha aus einen Vorstoß zu unternehmen, damit die Bulgaren abgelöst werden. Gleichzeitig hat der Wali von Adrianopel dem Minister des Innern über die Lage in der bedrängten Stadt berichtet. Auch er betont, daß die Proviantvorräte in wenigen Tagen aufgebraucht sein werden. Storbild und Mahr wüsten nach seinem Bericht unter Besatzung und Einwohnerchaft von Adrianopel. Zu allem übrigen Unheil scheint jetzt auch noch Hochwasser infolge der Schneeschmelze die unglückliche Stadt zu bedrohen.

Die letzten Telegramme Schütrich-Paschas und des Wails sind Gegenstand einer tiefsten Beratung im türkischen Ministerrat gewesen. Ein zuverlässiger Bericht über den Verlauf dieses Ministerrats liegt natürlich nicht vor. Aber wer die Verhältnisse kennt, vermag sich den Verlauf umschwer vorzustellen. Zweifellos sind alle Möglichkeiten — oder besser: scheinbaren Möglichkeiten — einer Hilfeleistung für die notleidende Stadt eingehend erörtert worden. Es soll unter den türkischen Ministern immer noch einige Optimisten — man nennt vor allen den leidenschaftlichen Komiteemann und jetzigen Minister des Innern Gadschi-Bibi-Bey — geben, die ihre Hoffnung auf die Armeen legen und von einem Vorstoß von Tschataldscha aus alles Heil erwarten. Aber dieser Optimismus wird anscheinend weder von Marschall Mahmud Schewket-Pascha noch vom Generalissimus Fet-Pascha geteilt. Das Mißlingen der Vorstoßversuche von Bulair und von Rodosto und Sultani her hat ja in der Tat wohl bewiesen, daß die geschlagene türkische Armee zu einem Offensivvorstoß nicht stark genug ist. Im Ministerrat scheint auch der phantastische Plan zur Sprache gekommen zu sein, Adrianopel auf dem Luftwege zu verproviantieren. Aber nach dem kläglichen Fiasko der osmanischen Kriegsluftschiffahrt ist davon sicher nichts zu erwarten.

Die türkische Regierung hatte bestimmt darauf gerechnet, daß der Friede vor dem Fall von Adrianopel geschlossen werde. Die Lausheit der türkischen Kriegsführung nach dem ersten verheißenden Anlauf beim Wiederbeginn der Feindseligkeiten erklärt sich wohl mehr noch aus dieser Erwartung, als aus den Unbildern der Witterung. Die Hoffnung der Pforte hat sich indessen bisher nicht erfüllt und wird sich auch kaum erfüllen. Man scheint jetzt endlich auch in Konstantinopel einzusehen, daß der Balkanbund die Entscheidung der Friedensfrage abschließend bis zum erwarteten Fall von Adrianopel hinauszuschiebt.

So ist die große Tragödie bis zu dem tragischen Zwischenfall fortgeschritten, daß die türkischen Staatsmänner selbst unter dem Druck zwingender Umstände den Fall der heldenmütig verteidigten Festung herbeisehen müssen, um einer noch größeren Katastrophe zu entgehen. Schon im Januar wurde von Kiamil-Pascha behauptet, es wäre ihm nicht unermüdet, wenn Adrianopel vor dem Friedensschluß fiel, da man ihm dann nicht die Auslieferung der unbesetzten Festung vorwerfen könnte.

wird in Konstantinopel das gleiche von Mahmud Schewket-Pascha berichtet, und vieles spricht dafür, daß die Behauptung zutrifft. Der vielleicht nicht mehr ferne Tag, an dem Adrianopel endlich der Belagerung erliegt, wird für die Türkei ein Tag nationaler Trauer sein. Aber im gleichen Augenblick werden die verantwortlichen Leiter der Geschichte des osmanischen Reiches erleichtert aufatmen, wie man beim Verschwinden eines lieben Kranken, dem man nicht mehr helfen konnte und dessen leidvolle Gegenwart das ganze Haus in dunklem Bann hielt, erlöst unter Tränen aufatmet.

Politische Rundschau.

Deutschland.

* Da Kaiser Wilhelm nicht nach Korju reist, ist ein längerer Aufenthalt in Domburg v. d. G. oder Wilhelmshöhe bei Kassel in Aussicht genommen.

* Aber das neue Patentgesetz und das neue Warenzeichengesetz werden in diesen Tagen die Beratungen stattfinden. Die vorläufigen Entwürfe, wie sie aus diesen Beratungen hervorgegangen sind, sollen vor Pfingsten noch veröffentlicht werden. Die Entwürfe werden dem Reichstage wahrscheinlich im nächsten Winter zugehen.

* Das Versicherungs-gesetz für Angestellte sieht vor, daß die Reichsversicherungsanstalt ein Heilverfahren einleiten kann, um die infolge einer Erkrankung drohende Berufsunfähigkeit eines Versicherten abzuwenden oder den Empfänger eines Ruhegeldes wieder berufsfähig zu machen. Es sei deshalb darauf hingewiesen, daß die Reichsversicherungsanstalt beabsichtigt, mit der Übernahme von Heilverfahren im nächsten Monat zu beginnen. Bis dahin werden alle Einzelheiten über die für einen Antrag erforderlichen Unterlagen bekannt gemacht werden.

* Die Regierung des Fürstentums Schwarzburg-Rudolstadt hat im Landtag ihren Antrag, die Warreregelungen zu erhöhen, vorläufig zurückgezogen. Der Landtag hat danach den Etat in erster Lesung einstimmig genehmigt; auch die Sozialdemokraten stimmten ihm zu.

England.

* Der deutsche Botschafter in London war dieser Tage Ehrengast bei einem Festmahl, das die englischen Handelskammern gaben. In einer Ansprache betonte Fürst Lichnowsky, daß die Diplomatie von jeher aus engste mit dem Handel verbunden gewesen, beide seien wahrscheinlich zur selben Zeit in die Welt gekommen. Außer Krieg gebe es noch etwas andres, das dem Handel fast ebenso verderblich sei, und das seien Kriegserregnisse. Gerade in England habe man in der letzten Zeit ernsthafte Anstrengungen gemacht, die Wirkungen des Krieges auf den Handel und das ökonomische Volksleben aufzuklären. England sei Deutschlands bester Kunde und umgekehrt. Wettbewerb auf dem Gebiete des Handels und der Industrie könne nicht die Veranlassung zu Feindseligkeiten zwischen Nationen geben, sondern er sei unentbehrlich für den Fortschritt der Welt. Diplomatie und Handel vereinigten sich zur friedlichen Ausgestaltung des modernen Völkerverkehrs.

Balkanstaaten.

* Die verbündeten Balkanstaaten haben beschlossen, die Vermittlung der Mächte anzunehmen. Die Verhandlungen werden daher durch Vermittlung der Mächte und auf Grundlage der in London aufgestellten Bedingungen fortgesetzt werden unter Hinzufügung der Forderung einer Kriegsschadensabgabe, auf der die Verbündeten bestehen werden. Die Feindseligkeiten werden jedoch nicht eingestellt werden, und ihre Einwirkung wird natürlicherweise auf den Gang der Verhandlungen Einfluß haben, da neue Opfer neue Forderungen zeitigen.

* Den verbündeten Balkanstaaten ist von der Londoner Botschafterkonferenz deutlich erklärt worden, daß die Zukunft des Baltariz, ob die Festung fällt oder nicht,

in den Händen der Mächte liegt. — Vielleicht trägt dieser Hinweis in Verbindung mit der russisch-österreichischen Entspannung, die durch die Demobilisierung der Grenztruppen herbeigeführt ist, dazu bei, den Friedensschluß zu beschleunigen.

Mordprozeß Sternickel.

Am Donnerstag stand Frankfurt a. O. ganz im Zeichen des Prozesses gegen den Massenmörder August Sternickel. Das Untersuchungsgefängnis, in dem sich die vier Angeklagten befinden, steht nicht mit dem Landgericht in Zusammenhang, sondern liegt einige Stadtviertel entfernt inmitten der Altstadt in der Oberstraße. Der Angeklagte August Sternickel war in seiner Zelle während der ganzen Dauer der Untersuchungshaft in Ketten gelegt. Alle vier Angeklagten wurden schwer gefesselt in einzelnen besonderen Wagen kurz vor der Verhandlung nach dem Landgericht befördert. In den durchfahrenen Straßen hielten Polizeibeamte die Bahn frei. Im Gerichtsgebäude selbst angekommen, wurden die Angeklagten einzeln von starker Polizeibedeckung in Empfang genommen. Das Gerichtsgebäude ist von Polizeiwachen dicht umstellt, und während der für die Verhandlung vorgesehenen drei Tage erhalten außer den Gerichtsbeamten nur Personen mit Ladungen oder Eintrittskarten Zutritt. Der Hauptangeklagte ist August Sternickel, am 1. Mai 1866 in Nieder-Michanna bei Nybnitz (Oberhessen) geboren. Er ist fünfmal wegen Diebstahls verurteilt und hat außer einer Anzahl Gefängnisstrafen neun Jahre und einen Monat im Zuchthaus verbracht. Der zweite Angeklagte ist Willi Kersten, am 30. März 1895 in Berlin geboren und als einziger der Angeklagten noch nicht vorbestraft; da er bei Begehung der Tat noch nicht 18 Jahre alt war, kann er zu einer Höchststrafe von 15 Jahren Gefängnis verurteilt werden. Der dritte Angeklagte ist Georg Kersten, geboren am 19. September 1893 in Adlershof bei Berlin, wegen Diebstahls mit zwei Monaten Gefängnis und wegen Unterschlagung mit einer Woche Gefängnis vorbestraft. Als vierter und letzter Angeklagter erscheint Franz Schiewenz aus Berlin, geboren am 7. August 1894 in Kunis, er ist ebenfalls vorbestraft.

Nach dem Eröffnungsbeschluss werden die vier Angeklagten beschuldigt, am 7. Januar 1913 zu Drüwig durch je drei selbständige Handlungen vorzüglich den Bauerngutsbesitzer Erik Kallies, dessen Ehefrau Natalie Kallies und die Dienstmagd Anna Philipp getötet und die Tötung mit Überlegung, und zwar gemeinschaftlich ausgeführt zu haben. Weiter werden die Angeklagten beschuldigt, durch die gleiche Handlung mit Gewalt gegen Personen fremde bewegliche Sachen in der Absicht rechtswidriger Zueignung weggenommen zu haben, und zwar gemeinschaftlich, indem die Räuber oder einer der Teilnehmer am Raube bei Begehung der Tat Waffen bei sich führten und hierbei den Tod dieser Menschen herbeigeführt haben.

Bei Beginn der Verhandlung wurde der Angeklagte Wilhelm Kersten vernommen, der über das Verbrechen physiologisch interessante Aussagen macht, die Sternickels Haupttäterrolle zum Mittelpunkt haben. Bei der Schilderung der furchtbaren Tat fängt Kersten zu weinen an, um kurz darauf gemächlich zu erzählen, wo er sich nach dem Verbrechen mit Sternickel eine Binnareite anzündete. Die bis in die kleinsten Einzelheiten sich ergebenden Schilderungen des Verbrechens wiederholen sich dann, als der Angeklagte Schiewenz vernommen wird und schließlich Sternickel selbst in die Reihe kommt. Als erster Zeuge wird Gerichtsassessor Anderson vernommen, der eine ausführliche, von Plänen und Skizzen erläuterte Schilderung des Tatortes gibt. Von besonderem Interesse ist die Verlesung des Augenscheinprotokolls, das außerordentlich schwer zu entziffern ist.

Darauf folgt die Vernehmung des Berliner Kriminalkommissars Rasse, der sich ausführlich darüber verbreitet, wie er zu der Annahme ge-

langt ist, daß es sich bei dem Knecht Döll um eine Schöne um den lange gesuchten Raubmörder Sternickel handelt. Dabei macht Sternickel die allgemein überraschende Angabe, daß er verheiratet sei, und sein „Zuhause“ nur nicht angegeben will, „um seine Frau nicht unglücklich zu machen.“ Die Vernehmung der beiden Töchter des ermordeten Reich an dramatischen Momenten ist das die Vernehmung der beiden Töchter des ermordeten Ehepaars. Mit tränenerfüllter Stimme erzählt die ältere Tochter Margarete Sternickel ausführlich die Vorgänge in jener Nacht, die ihren Eltern das Leben kosteten. Auf die ausführliche Vernehmung der jüngeren zehnjährigen Schwester verzichtet das Gericht. Es begnügt sich damit, kurze Fragen an das verhaftete Kind zu richten.

Die Zeugenvernehmung verläuft oft zum Zwischenfall. Nur einige Male ergreift Sternickel das Wort, um Zeugenaussagen zu unterstützen oder zu widerlegen, die ihn belasten. Er man merkt, er sieht den Kampf um seinen Namen. Eine lebhaftere Färbung gewann die Verhandlung, als die Vorgänge in Berlin berichtigt wurden. Dort waren die jugendlichen Angeklagten bekanntlich von der Kriminalpolizei abgehört worden. Das Mädchen, das mit dem Verbrechen gezecht und an ihren Autofahrten teil mitgenommen hatte, eine waschechte Berliner Pflanze, erregt wiederholt leise Heiterkeit durch die Unbesonnenheit und Selbstverständlichkeit ihrer Reden und Befundungen.

Nach Schluß der Beweisaufnahme hielt den bekannten Gerichtsschreiber Jeserich den Vernehmungen einen eingehenden Vortrag über die seine Untersuchungen an den Vorwurfszeugen und den Anzeigen der Angeklagten, in der ersten Lage, sind wieder außergewöhnliche Verhältnisse festgestellt worden. Sternickel wurde unabhängig von zwei Beamten übernachtet, die im ersten Anlauf den Angeklagten Platz nahmen. Die jugendlichen Angeklagten in den weiteren Abgehörten werden, findet jedesmal ihre unvollständige Feststellung statt. Sternickel bleibt während der Verhandlung gefesselt.

Nach den Gutachten der Sachverständigen werden insgesamt 17 Schulfragen vorgelegt und zwar: Bezüglich jedes der vier Angeklagten je vier Fragen, die sich auf die Ermordung des Bauerngutsbesizers Kallies, seiner Frau und des Dienstmagdens Anna Philipp, sowie auf den Raub an dem Bauerngutsbesitzer Kallies beziehen. Die 17. Frage bezieht sich nur auf Sternickel und betrifft die Brandstiftung der Strohmiete bei Ringenwalde. — Von Verteidigung des Willi Kersten wird nun geregt, die Zulassung zu stellen, ob Kersten nicht bloß der Beihilfe zum Mord zum Raub schuldig sei; weiter möge eine Freigebung nach gemeinschaftlicher Körperverletzung in Verbindung mit schwerer Körperverletzung und Todeserschlagung und eine Frage nach milderen Umständen gestellt werden, die bei Mord nicht zulässig wäre, aber bei Todeserschlagung zulässig wäre.

Nach Schluß des zweiten Verhandlungstages kam es zu einem ersten Zwischenakt. Beim Umgeben um eine Strafenecke, das linke Wagenpferd und es brach hierbei der Reihel. Im Nu hatte sich eine nach den Hunderten zählende Menschenmasse angeammelt und den Wagen mit Josteln, Schreien und Bewünschungen gegen Sternickel ausstoßend umringte. Als die Menge immer drohender wurde und Anstalten machte, den Wagen zu stürmen, erschienen rechtzeitig Polizeimannschaften, die die Massen zurückdrängten. Nun spannten sich mehrere Arbeiter vor den Wagen und zogen mit dem unterlegt gebliebenen Pferde den Wagen weiter zum Gefängnis, wo dem eine starke Polizeimannschaft unter Führung eines Polizeiwachmeisters vergeblich auf angezündeten Transport gewartet hatte. Entstand eine neue Schwierigkeit, da es nicht möglich war, den schweren Wagen über hohe Bordsteine herüber zu bekommen. Griffen nun auch noch etwa 10 bis 12 Polizeibeamte ein und halfen den Wagen schieben, daß es endlich mit großer Mühe gelang, auf den Gefängnishof zu bringen.

Im Strom der Welt.

21] Erzählung von Paul Vliß.

Lucie empfing den Herrn und als sie hörte, um was es sich handelte, fuhr sie schreckensbleich zusammen, jedoch beherrschte sie sich sofort und bat darum, daß man leise spräche, damit die arme Mama nichts erfähre, wenigstens vorerst nicht. Darauf aber konnte sich der Beamte nicht einlassen. Er hatte Instruktion, die Wohnung zu durchsuchen und war sogar mit einem Haftbefehl ausgerüstet.

Und so erfuhr denn das Mamachen alles. Solange der Beamte da war, hielt sie sich aufrecht, als der aber nach erfolglosem Suchen gegangen war, sank sie zusammen. Jetzt wagte auch Lucie nicht mehr, ihr Trost zuzubringen; meidend saß sie an ihrem Lager und starrte fassungslos vor sich hin.

Am Nachmittag kam Jensen. „Um Gottes willen! Wie hat das alles nur geheißen können!“ jammerte Frau Luise.

Wußten Sie denn nicht, was im Gange war? Konnten Sie ihn denn nicht warnen? Sie waren doch sonst immer sein guter Engel, warum haben Sie ihn denn jetzt im Stich gelassen?“

„Gnädige Frau, auch ich bin genau so überrascht und überumpelt wie Sie.“ verteidigte sich der junge Mann mit taktvoller Stimme. „Erit heute früh erfuhr ich, was geschehen war und wie es geheißen war. Die Kriminalpolizei hatte übrigens schon seit einiger Zeit ein aufmerksames Auge auf die Gräfin

aus Rußland gerichtet. Man fand bisher nur keinen Grund, gegen sie einzuschreiten. Jetzt aber hat man bereits die Spur der Flüchtlinge; sie sollen sich nach der Riviera gewandt haben.“

„Und unser Junge mit ihr! So wird man sie also verhaften. O Gott, das überlebe ich nicht.“

Paul aufschreckend sank die alte Frau zusammen.

Distret zog sich Jensen zurück. Lucie begleitete ihn hinaus.

„Verlassen Sie uns nicht in dieser schweren Zeit“, bat sie, „kommen Sie wieder, sobald Sie etwas Näheres erfahren haben.“

Wie gerne versprach er es.

Und nun kamen bange, böse Tage, viel schlimmer als alles andre lastete dies neue Unglück auf Mutter und Tochter.

Jedeßmal, wenn die Sturklingel ertönte, erschrakten sie, denn immer fürchteten sie, eine neue Diabspost zu erfahren.

Furchtbar war diese Angewickheit.

„Mein Jung“, mein armer Jung“, jammerte die alte Frau in ihren Fieberphantasien. „Warum habe ich ihn so schlecht behandelt, daß er sich von mir abwenden mußte.“

Auch Lucie plagte sich oftmals mit Vorwürfen, daß sie nicht freundlich und nicht liebevoll zuletzt zu ihm gewesen sei.

Wenn doch nur eine Nachricht käme, so daß man wenigstens wüßte, woran man war. Wenn doch nur diese gräßlichen Zweifel aufhörten.

Und die Nachricht kam.

Zwei Tage später trafen die Abschiedsbriefe ein.

Als die alte Frau das Papier in der Hand hielt, sagte sie schluchzend: „Paß auf, dies ist mein letzter Brief. Er hat sich etwas angetan, ich hab' es gefühlt. Ich hab' es gefühlt.“

Zitternd erbrach sie dann das Kuvert. Mit fliegender Hast las sie das Schreiben zu Ende. Dann verließ sie die letzte Kraft. Dieser Schlag war zu stark für sie.

Ein schweres, böses Fieber packte sie. Und der Arzt schüttelte bedenklich mit den Kopf.

Lucie, obgleich selber der Schonung bedürftig, pflegte sie mit rührender Aufopferung. Auch Jensen, so oft es seine freie Zeit gestattete, kam und stand ihr hilfsreich bei.

Nach einigen Tagen stand in allen Berliner Zeitungen ein langer Artikel, der diese neueste Sensationsaffäre verkündigte.

Es hieß darin:

In Marseille wurde gestern die aus Rußland stammende Gräfin Marianne Kwanow gerade in dem Augenblick verhaftet, als sie sich auf einem Dampfer nach Amerika einschiffen wollte. Die Dame, eine äußerst pikante und interessante Schönheit, hat auch in der Berliner Gesellschaft eine Zeitlang eine Rolle zu spielen gewußt. Zwar war es an maßgebender Stelle nicht unbekannt, daß ihre Ehe von den Verwandten des Grafen als eine große Mezzalliance angesehen wurde, da die Dame früher der sehr leicht geschürzten Muse angehört haben soll; dennoch aber hat die sehr geistig und sicher anstrebende Abenteuerin es verstanden, eine Zeitlang die besten Kreise der hiesigen russischen

Kolonie in ihre glanzvoll ausgestatteten Salons zu ziehen. Die Herrlichkeit dauerte indes lange; denn verschiedene dunkle Gerüchte über das Leben der Dame drangen in die Öffentlichkeit und so zogen sich der bessere Teil der Gesellschaft und vor allem die offiziellen sehr bald wieder zurück. Jetzt nun hat die Kriminalpolizei Gelegenheit, mit der Dame Bekanntschaft zu machen; sie ist nicht nur das Mitglied einer weitverbreiteten Gesellschaft, die mit geradezu raffinierten Geschicklichkeit Tausendmarktscheine nachgemacht hat, sondern eine elegante Frau Gräfin hatte es übernommen, diese Scheine in Umlauf zu bringen, und auch in ganz ertaunder Weise geglaubt, daß eine große Reihe der besten Berliner Gesellschaften hat recht empfindliche Verluste davon zu erleiden. Auch noch auf einem andern Gebiete hat Frau Gräfin mit Geschick operiert, indem sie einen Schach auf eins der ersten hiesigen Häuser gefächelt hat.

Die Flucht der Abenteuerin ging ganz anders vonstatten. Nur das Notwendigste nahm sie mit. Und so hat die Behörde aus den eingelassenen Briefschaften feststellen können, welche Personen an dem in so großem Maßstab betriebenen Schwindel beteiligt sind. Am liebsten verwickelt in der Affäre ist ein junger Mann guter Familie, der früher dem Offiziersstand angehört, jetzt aber in einer hiesigen Fabrik angestellt ist. Auch dieser Herr sollte verurteilt werden, ein Unglücksfall hat ihn jedoch in irdischen Dingen entzogen; in Nizza, wo er vorher einem Menschen das Leben gekostet hat er den Tod in den Wellen gefunden.